

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Reihzeit!

Eine Entengeschichte von Paul Dahms.

Als an einem Wintermorgen der grimme Frost den Bestiensee von Ufer zu Ufer mit einer dicken Eisdede überzogen hatte, war unter den Stockenten große Not. Sie scharten sich darum zusammen und hielten Rat. In großen Gruppen lagen sie auf der blanken Fläche am Rande der Halbinsel, wo Binsengesträup und Röhricht am dichtesten war. Ein eisiger Wind strich über den starren See hinweg, rüttelte im Schilf umher und ließ die alten Kiefern, die den See umsäumten, leise seufzen. Das Wasserwild sämmerte sich indes wenig darum, was der Nordost, mit dem der Frost umherritt, hier kost für Unwesen trieb. Wehmütig äugten sie in den Eispiegel hinein. Von ihrem nassen Element war nichts wahrzunehmen. Die Menschen sagten, daß das Eis über einen halben Meter dick sei. Da hieß es, eine neue Heimat suchen, die ihnen geben konnte, was sie für ihren Lebensunterhalt bedurften. Bei den Enten, die den Erpel an Zahl weit unterlegen waren, herrschte eine besonders wehmütige Stimmung. Die Alten gedachten der Lage, die der Wärz des Vorjahres gebracht hatte. Was war das für eine schöne Zeit auf dem heimatischen See. Die Entenhochzeit oder Reihzeit! Der Frühling hatte frühen Eingang gehalten und alles mitgebracht, was ihr Herz begehrte. Und die Erpel waren so mannesmütig gewesen. Als das Reihen anging, konnten sie sich kaum retten vor ihnen. Es war auch die einzige Zeit, in der sich die Erpel um sie sonderlich bekümmerten.

Watscheline, eine Ente von üppigem Wuchs, äugte voller Erinnerungen zum Erpel Liffaube hinüber, dessen Spiegel unter all den andern seines Geschlechts am schönsten leuchtete. Diesen stattlichen Mann hatte sie sich damals in den Kopf gesetzt, und ihre Wünsche waren in Erfüllung gegangen. Liffaube war der Stärkste unter den vielen Bewerbern, die einst in langer Reihe auf dem See ziehend, sie verfolgten mit nickenden Köpfen und lauten Liebesbetenerungen. Wenn Liffaube sich stolz und siegesbewußt näherte, entstand unter den Erpeln eine lärmende Aufregung. Die Liebe trieb sie zu höchster Kampfeslust, sie fielen übereinander her und bekämpften sich mit ihren Schnabelwaffen, daß die Federn stoben. Und Liffaube ging aus diesem Streit als Sieger hervor, wie es Watscheline auch nicht anders erwartet hatte. Darum gewährte sie ihm auch reichlich das Recht, das ihm als Stärkstem zukam.

Tragden um eine Ente immer vier bis zehn Freier warben, herrschte doch unter ihnen strenge Sitte und Zucht. Es durfte nur einer hochzeitliche Liebe kosten. Diese Erpel zeigten sich dann auch der Günst würdig und lebten nur für ihre holdlichste Ehegährtin, bis sie sich im Röhricht auf das häusliche Nest zurückzog. Die übrigen Erpel oder scharten sich in Gesellschaften zusammen und suchten hier gemeinsam Trost über ihr Witwertum. Sie blickten auch gar nicht neidisch auf Liffaube hinab, der von Watschelinen mit einem Hof von 12 Jungenten umröbert wurde. Die Erpel hatten, während die Enten brütend mütterliche Pflichten erfüllten, gemauert und trugen nun ein einfaches sommerliches Kleid. Als dann die Jungenten flugbar wurden, rüsteten auch die Enten zur neuen Toilette und hielten sich während dieser Zeit ängstlich versteckt, weil ihre Schwingen fast gleichzeitig entblößt wurden. Die Erpel aber rühmten die Gemütslosigkeit der Enten. Eines haben sie nämlich vielen anderen weiblichen Wesen, die zur Gattung der Menschen zählen, voraus. Sie sind nicht puffsüchtig, maufern nur einmal im Jahr und tragen obendrein ein schmuckloses Kleid von bräunlicher Färbung, das der Sommertracht der Erpel ähnelt. Wenn aber der Herbst kommt, dann kriegen es die Erpel mit der Puffsucht zu tun, dann maufern sie zum zweitenmal. Sie ziehen sich ein Prachtkleid an, das in allen bunten Farben schillert. Diesen Puh tragen sie, weil er so herrlich schön ist, die längste Zeit. Und sie werden in diesem fein- und glattschniegeligen Gewand in der Reihzeit um die höchste Entenliebe, bis es der Stärkere zerzaust und zerpuscht.

Als nun das Entenvolk einträchtig beieinander saß zu gemeinsamer Beratung, schimmerte und schillerte es auf der lahlen, eintönigen Fläche des Eises. Die große Gesellschaft der Erpel unter den wenigen Enten strahlte voller Schönheit. Am Kopf und Oberhals lag ein schwarzgrünes Band von metallischem Glanz, um den Hals trugen sie einen blendend weißen Kragen mit einer rotbraunen Schleife darunter, die Brust zierte eine aschgraue Weste mit vielen fein punktierten schwarzen Wellenzeichnungen, der Oberkittel war

dunkelbraun und weiß geschmückt. Und nun erst der Spiegel: in ihn hatte die Schneiderin Natur das schönste Sommerhimmelblau hineingewoben und einen grünlichen Metallschimmer darüber gelegt. Die schwärzlichen Stohfedern waren weiß umsäumt, und fest krümmten sich bei den älteren Erpeln vier, bei jüngeren zwei schwarze zugespitzte Bürzelsfedern aufwärts. Auf diese Zeichen männlicher Würde, Erpelfedern genannt, waren sie besonders stolz. Die Enten aber offenbarten weder Reid noch Stolz. Ihr Sinnen und Trachten war auf Wasser eingestellt. Madame Bürzelskopf, die ihren Namen bekommen hatte, weil sie mit Vorliebe Frösche schnappte und lange daran herumwürgte, ehe sie den fetten Bissen dem Magen einverleibte, machte den Vorschlag, nach den Gräben im Bürgerbruche zu streichen, die selbst bei härtestem Frost nicht einfrieren. Das Wasser sei flach, da ließe sich herrlich der Schlammdurchschnattern.

Sie lüchten das weite Umherstreifen nicht.

Den alten Erpel machte die Ente aber durchaus keinen neuen Vorschlag. Sie wußten wohl, daß sich auf den offenen Gräben im Bruche des Winters Härte ertragen ließ. Aber sie wußten auch, daß sie dort höllisch auf der Hut sein mußten. Wenn die Kälte noch so sehr die Menschennasen rötet und Eiszapfen in die Bärte hängt, es finden sich immer zwei oder drei Männer, die offenbar nichts anderes zu tun haben, als Gräben auf und Gräben ab zu streifen, soweit das Bruch reicht. Das sind gefährliche Gesellen und Entenmörder. Sie tragen ein langes Rohr unterm Arm. Wenn sie das an den Kopf legen, gibl's Feuer und Kröden und einen heißen Hagel, der abstreichenden Enten den Garau macht.

Das waren die Einwände der schlauen Erpel. Die Enten nickten, als sie die tapferen Erpel so reden hörten. Sie stiedlen voller Weiberlist. Sie kannten diese gefährdeten zweibeinigen Gesellen auch, aber die Erfahrung hatte ihnen gelehrt, daß sie selten Enten aufs Korn nehmen. Die aus einem Fluge zur Erde oder in den Gräben flügelstarr oder tödlich getroffen niederfallen, sind immer Erpel. Das schmucke Kleid wird ihnen zum Verräter. Und die Jäger wissen genau von den Rötten und Bedrängnissen der Enten in der Reihzeit, wenn sie von den liebhestollen, kampffrohen Erpeln hartnäckig unworden werden. Gleichstarke Gegner können oft eine Nachkommenschaft zunichte machen und mancher Entenmutter stilles Eheglück zur trügerischen Hoffnung werden lassen. In harter Winterzeit war aber das Entenherz erkalte, auch die schmuckden Erpel trugen jetzt keine Liebe in der engen Brust. Einzig Watscheline hoffte in diesem Frühling wieder auf Liffaube, den starken, prächtigen Mann. Den anderen Enten jedoch war es einerseits, ob die Waidmänner im Bruch die Kette um drei oder sechs Erpel lüchten, es blieben für die Reihzeit doch noch genug übrig. Und Entenlist und Entenschläue bestimmten die Erpel, mit ihnen nach den Bruchgräben zu streichen.

O, was das schön und mollig hier auf den schmalen blaugrünen Wasserstreifen. Vor lauter Freude und Wonne stürzten sie mit dem Schnabel tief in den Schlammd hinein.

Die Ufer waren mit einer glihernden Schneedecke umsäumt und auf dem Felde war weit und breit ein Flimmern und Glimmern. Aber die Freude währte nicht lange. Erst kam einer neben dem Graben entlang gestapft, daß der Schnee unter seinen Füßen knirschte. Die Enten vernahmen die Geräusche, gaben Warnungsrufe und strichen mit höhnischem Quackal davon. Am zweiten Tage waren es schon ihrer zwei, die jedesmal in großem Halbkreis sich dem Graben näherten. Am Abend fehlten fünf Getreue aus der Schar. Und dann verging kaum ein Tag, an dem die Männer mit dem langen Prügel unterm Arm nicht draußen waren. Und jedesmal, wenn sie wieder fort waren, fehlten einige Erpel unter dem Wasserwild. Die Enten zwar wehlagten nicht. Der Erpel aber bemächtigte sich doch eine stetig sich steigende Narbe. Sie forderten sich und bildeten kleinere Gesellschaften und fielen an verschiedenen Stellen ein. Watscheline hatte mit Liffaube Freundschaft geschlossen. Als dritter im Bunde stellte sich zu ihnen der Erpel Parfchmann, der im Vorjahre auch einer der eifrigsten Werber um Watschelinhens Günst gewesen. Wellrecht trug er neue stille Wünsche für den Frühling im Herzen. Liffaube hatte seinen Namen nicht zu Unrecht. Er hielt sich immer bei dem alten Fischreiter auf, der hier im Bruche überwinterte. Der hatte hohe Stelzbeine und einen langen Hals und konnte rechtzeitig drohende Gefahr wahrnehmen als die andern, die mit ihm die selbe Heimat teilten. Wenn er sich hepfend und flügelstreichend in Bewegung setzte, um abzugehen, war es für die Enten Zeit, das gleiche zu tun. Mehr

als einmal war durch das nachbarliche Beisammensein mit dem Reher Vistage und Gefolgschaft dem wohl sonst sicheren Tode entronnen.

Einmal aber kam ein Tag — die beiden Jäger sagten, es war „ein blanker Tag“, denn an den vielen Galgen neben den Ruckfäden hing baumelnd eine schwere, buntschillernde Last, — da auch Vistage samt Gefolge in Not und Bedrängnis gerieten. Es ballerte den lieben langen Vormittag bald hier und bald da. Kaum waren sie in einen Graben eingefallen, so trachtete es schon wieder in bedenklicher Nähe. Auf und davon und hin und her, in keinem Graben fühlten sie sich sicher. Der Reher war längst davongezogen. Endlich hatten sie einen Graben gefunden, über dem sich eine Eis- und Schneedecke wölbte. „Hier hinuntergerudert“, rief Vistage. Watschelina war schnell dabei und er hinterher. Da trachtete es auch schon und Watschmann fiel auf das weiße Feld zurück und sagte nur noch „Na—äsch — — la—äsch . . .“ Das hieß, Unter dem Eise sitzen auch noch zwei. Der Jäger aber verstand zum Glück diese Entensprache nicht. So entgingen Vistage und Watschelina ihrem Schicksal. Als sie am nächsten Tage zum Vorschein kamen, leuchtete hell und freundlich die weiße Landschaft unter den Sonnenstrahlen. „Hallo, die Sonne“, frohlockte Vistage, „nun hat bald alle Not ein Ende.“ Er äugte den Graben entlang, aber kein Erpel war zu sehen. Die Jäger kamen auch nicht mehr.

Der Schnee wurde von Tag zu Tag weicher, und als endlich Tauwetter einsetzte, zogen Vistage und Watschelina wieder nach dem Bestiensee. Mancher Erpel war nicht heimgekehrt. Die Enten aber trauerten nicht. Das ist nun einmal Wasserwils Los, daß es von allen Wildarten die längste Zeit jagdbar ist. In der seligen, leider nur zu kurzen Schonzeit gibt es um die bescheidenen Enten auf dem stillen See erneut bewegte Erpel-Liebestämpfe. Vistage aber ist nicht bange um sein Watschelchen, die ihm in harter Winterzeit in Not und Gefahr treue Gefolgschaft gab.

Das Geheimnis der Zirbeldrüse.

Mitten im Gehirn des Menschen liegt ein Organ, von dem der Laie meist überhaupt nichts weiß oder doch falsche Vorstellungen besitzt. Es ist die Zirbeldrüse, die ihren Namen von der Formähnlichkeit mit dem Zapfen der Zirbeltauer her hat. Wissenschaftlich wird sie heute meist als „Ephiphyse“ bezeichnet. Man findet sie im Gehirn frei über dem sogenannten Mittelhirndach, umhüllt von einer dichten Gefäßhaut, einem Teil der weichen Gehirnhaut. Etwa vier mal acht mal zwölf Millimeter sind die größten noch als normal zu bezeichnenden Größen der Zirbeldrüse. Der feinere Aufbau ist, wie der Kölner Privatdozent Dr. Otto Dertel in der „Umschau“ ausführt, durch das Vorhandensein von nervösen und drüsigen Bestandteilen ausgezeichnet. Festflüssige Massen in den feinsten Haargefäßen weisen auf eine absondernde (Drüsen-) Tätigkeit hin. Außerdem findet man besonders bei Erwachsenen noch („Abräumzellen“ und „Hirnsand“, Dinge, die auf eine Rückbildung hinweisen. Tatsächlich zeigt sich in der ersten Kindheit eine Größenzunahme, die schon vom 7. Lebensjahre ab — also von der Geschlechtsreife — den bis ins hohe Alter fortschreitenden Rückbildungserscheinungen Platz macht.

Wie ist nun dieses Organ zwischen den beiden Gehirnhälften aufzufassen? Bei vielen Tieren fand man ein Gebilde, dessen Ausgangsstelle scheinbar keine andere ist als diejenige der Zirbeldrüse. Dieses Gebilde ist das sogenannte „Scheitelauge“, das in der Anlage wohl durch die ganze Wirbeltierreihe bis zum Menschen vorhanden und typisch — mit Linse, Netzhaut, Sehnerv usw. — bei gewissen Echsen entwickelt ist. Durch Versuche läßt sich z. B. bei Eidechsen und Blindschleichen feststellen, daß das Organ durch eine pigmentfreie Hautstelle dem einfallenden Lichtstrahl zugeneigt ist. Für den Rest dieses Scheitelauges beim Menschen hat man die Zirbeldrüse gehalten, und die genaue entwicklungsgeschichtliche Untersuchung hat gezeigt, daß diese Vermutung richtig ist, wieweil die Zirbeldrüse sich beim Menschen zu einem besonderen Organ entwickelt hat. Genaue Untersuchungen haben ergeben, daß das Gewicht der Zirbeldrüse im Verhältnis zum Gehirn am größten bei Tieren mit glatter, nicht verdickter Haut und glattem, dichtem kurzen Haar, gering bei Tieren mit dicker Haut ist. Damit wird auf einen Zusammenhang mit der Haut und bereits auf die wahre Aufgabe des Organs hingewiesen. Versuche mit Zirbelsaft, der ins Venenblut eingespritzt wurde, zeigten gewisse vorübergehende Wirkungen auf die Schlagfolge des Herzens. Die Zirbel bildet eben gewisse Salze, auf deren Rechnung ihre Wirkung zu setzen ist.

Am interessantesten sind die Folgen der völligen Entfernung der Zirbeldrüse im Tierreich. Versuche an jungen Hühnchen zeigten eine rasche Entwicklung der Keimdrüsen und der sogenannten sekundären Geschlechtsmerkmale. Die zirbellosen Hähne fingen früher zu krähen an, zeigten früher die entsprechende Entwicklung der Kämme usw. Die Zirbel übt also offenbar eine Hemmungswirkung auf die Entwicklung der männlichen Geschlechtsorgane und Geschlechtsmerkmale aus. Erst mit der ja schon weit vor der Geschlechtsreife beginnenden Rückbildung setzt die richtige Reife des Organismus ein. Die Wirkung der Zirbel die eine Drüse ohne Ausführungsgang, d. h. mit innerer Sekretion ist, ist also recht vielseitig, und durch Beobachtungen an Menschen sind die vorstehend erwähnten Versuche bestätigt worden. Bei Knaben unter dem siebenten Lebensjahre, die an geschwulstförmiger Entartung der Zirbel litten, stellte sich neben abnormem Längenwachstum ungewöhnlicher Haarwuchs, Frühreife der Geschlechtsorgane und Merkmale sowie aëstige Frühreife ein. Bei Personen über sieben Jahre wurde bei Zirbelgeschwülsten vor allem eine mächtige Fettucht gefunden.

Vor den Toren Roms.

Da, wo die Häuser der Städte nicht mehr so eng stehen, daß ihre Bewohner das tägliche Leben der Nachbarn von Segen über hinter den Fenstern wie in einem Panorama genießen müssen, wo sich Gartenland und Acker zwischen die Mauern flechten und, bewacht von Bohnenstangen und kleinen Windmühlen aus Spiegelglascheiben, die Kohlköpfe befrüchten, daß hier die Stadt zum Land wird, blüht eine besondere Art von Cassiäten, — hier wie dort, in Italien wie in Deutschland.

In Deutschland bevölkerten diese luxuslosen Lokale an Sommerabenden die dicken Spießbürger, der seiner kargen Erholung frohe Arbeiter, Soldaten, blasse Ladnerinnen mit sehnsuchtsvollen Augen, ein wimmelnder Haufe sich austobender Kinder und zwanglos grupplerte Stapel von Butterbrotpapieren jeder Art und Güte. In Deutschland sterben viele dieser Wirtschaften entsprechend der Vereinerlichung ihrer Besucher oder verwandeln sich in hochheine Etablissements mit Bar und Tea Room — oder in Rummelplätze.

In Italien leben sie ihr altes behagliches Dasein weiter. Vorbei an Autogaragen, kleinen Geschäften, dann dem Rennplatz mit weltstädtischem Publikum, vorbei an einer winzigen verträumten Kapelle, führt uns die Elektrische Roms zum Ponte Milvio, der am weitesten außerhalb der Stadt gelegenen Tiberbrücke. Kreisend schwanke das rote Gefährt auf ausgefahrenen Schienen über die uralten Brückenbögen, rauscht stolz an zwei eckstatisch verzerrten Barockheiligen vorbei, speit seine sonntägliche Menschenfracht aus, beschreibe um einen schmutzigen Platz einen heroischen Bogen und eilt zur Stadt zurück, von deren hinter Grün verdecktem Häusermeer man nur die riesige Kuppel St. Peters ausfragen sieht.

Hunde unbestimmbarer Rassen halten große Verammlung. Bersaglieri mit wehenden Federbüschen führen ihre Liebsten mit hoheitsvoller Ruhe in den Rind. Morra spielende Bauarbeiter füllen die Luft mit einem Lärm, der den ahnungslosen Passanten Mord und Totschlag vermuten läßt. Zwei kleine Bubensind überglücklich damit beschäftigt, sich ganze Hände voll dickflüssigen Straßendrecks gegenseitig an Kopf und Kleider zu werfen.

Den Platz umgeben Häuser, deren Türen weit offen stehen, deren untere Räume fast eins sind mit der Straße, — Jäune, hinter denen Kellner mit Gläsern und Weinkaraffen klappern.

Glückliches Land, wo man Wein an Stelle des Bieres trinkt! Und überall prangen Schilder: Bottigleria, Flaschetteria, Pasticceria, Trattoria, Pizzeria, Caffè — Einladende Worte!

Aus einer Laube schrillen Dudelsacktöne, ein Tamburin rasselt. Wir sehen uns unter glattstämmige Platanen und sehen dem Tanz eines Paares zu. Beide tragen städtische Kleidung, sie ist wohl Zimmermädchen, er vielleicht Monteur. Aber sie stammen vom Land, man sieht es. Hier draußen tanzen sie den Tanz ihres Dorfes; sie lachen ein wenig verlegen der zuschauenden Menge wegen, und geben dem Tanz den Ansehen des Scherzhaften. Doch bald vergessen sie die Zuschauer, und dann stimmt es in ihren Augen auf, sie werden frei in ihren Bewegungen und — sind wieder zu Hause, in Anticoli oder einem hohen Nest der Albaner Berge.

Es dämmt, langsam glühen die elektrischen Lampen auf. Durch das Bewirb des Raumes erscheinen die Trams draußen auf dem Platz wie lichtdurchflutete glühende Märchenschlösser, der Rind strahlt wie ein Feenpalast. Das Smaragdgrün des Abendhimmels wird mächtig zu tiefleuchtendem Nachtblau; die hellbeglänzten Aeste der Platanen flechten gespenstisches Rehwerk über uns. In den Karaffen brennt goldgelber Frascatiwein wie Bernstein.

„Hier ist alles wie im Theater, gleichsam bestellt; so schön ist es,“ murmelt mein Begleiter. Ich nide still und lausche dem Spiel eines Gitarrespielers, der sich auf einen Tisch setzt und kumpert.

„Permesse,“ sagt er, als er sein Spiel beendet hat, tritt auf einen Tisch zu und trinkt aus dem Glas irgendeines Gastes.

„Ja, wie bestellt,“ wiederhole ich, als der Gitarrespieler durch einen Harfner und einen Geigenpieler abgelöst wird.

„Wie arm sind wir in Deutschland an Gemüßen solch billiger und einfacher Art, daß uns die kleinsten Selbstverständlichkeiten dieses Landes Schauspiel werden.“

„Es mag auch an den Beleuchtungseffekten liegen, die die südliche Sonne hier verschwenderisch gebraucht. Es sieht hier alles nur anders aus, als bei uns,“ sagt trocken mein Freund.

Die Stimmung der Menschen wird gehobener, die Stimmen werden lauter, man trinkt sich zu. Wir haben unseren Tisch mit dem einiger Italiener vereinigt.

Man spricht vom Krieg, natürlich. Man spricht vom Frieden, von Frankreich, von der Stimmung des italienischen Volkes, von deutschen Freunden, von Liebe, von Wein. Und man trinkt, trinkt den leuchtenden Frascatiwein. Die weite Welt wird enger, alles versinkt, nur die Freude bleibt um einen, ein paar lachende Gesichter, und die Seele singt: das Leben ist schön, so schön!

Vereint wankt man zur Tram, einer hilft dem anderen beim Einsteigen, beim Stehen, beim Aussteigen.

„Das Leben ist ja so schön. — so — schön — — Ich erwache früh, das heißt spät am Mittag, mit benommenem Kopf.“

„Mein Gott, wieviel Uhr ist es? Die Uhr, — die Uhr — ist nicht zu finden, — fort.“

Sie ist nicht allein verschwunden, mein Zigarettenetui, der Paß, ja selbst der Mantelgürtel und — (so schrecklich, das zu gestehen, selbst die Krawatte!) — fort, — alles zerstört! Abgeleert wie ein Spalierobstbaum stehe ich bar aller Früchte —

Das Leben ist ja so schön, — so — schön — — A. S.

Volkstümliches Funkwesen in Amerika.

Von Max Bütner.

In weit höherem Maße als in Deutschland hat sich die drahtlose Telegraphie und Telephonie in den Vereinigten Staaten in den letzten Jahren eine starke Volkstümlichkeit erworben. Dafür spricht die Tatsache, daß bei einer kürzlich vorgenommenen Zählung der von der Unionsregierung genehmigten Radiosendestationen insgesamt nicht weniger als 19 067 solcher Funkstellen ermittelt wurden. Davon sind 15 495 Amateurstationen, 348 dienen experimentellen Zwecken oder gehören technischen Schulen an, 2738 befinden sich auf amerikanischen Schiffen und 439 sind Handelsstationen. Unter diesen letzteren wurden 274 Rundspruchstationen gezählt, die von Fabriken und Handelsfirmen für elektrische Artikel, von Warenhäusern, Universitäten, Stadtgemeinden und Zeitungen betrieben werden und regelmäßig nach einem bestimmten Plan Unterhaltungsstoffe sowie Wetter-, Ernährungs- und Marktberichte drahtlos verbreiten. Infolge der allgemeinen Beliebtheit dieses eigenartigen öffentlichen Radiodienstes kann die Zahl der gegenwärtig in den Vereinigten Staaten in Gebrauch befindlichen drahtlosen Empfangsstationen auf annähernd 1¼ Millionen geschätzt werden.

Die Tätigkeit einer typischen großen Rundspruchstation wie sie von Geschäftshäusern oder Fabriken betrieben wird, umfaßt die Abwicklung mehrerer bestimmter Programme täglich, die vorher durch die Zeitungen bekanntgemacht werden. Das Programm einer solchen Station für einen gewöhnlichen Wochentag sieht etwa folgendermaßen aus:

9 Uhr vormittags, mittags und 5.30 nachmittags landwirtschaftliche Berichte; 9 vormittags, 12.55 nachmittags, 4 nachmittags und 7 abends musikalische Vorträge; mittags und 4 nachmittags Marktnotierungen; mittags, 5.30 nachmittags und 11 abends Wettervorausgabe; 12.55 und 4 nachmittags, 7 und 9 abends Ergebnisse von Baseballspielen; 12.55 und 4 nachmittags, 7 und 9 abends Kurse; 5.30 nachmittags und 9 abends Schiffsnachrichten; 7.30 abends Geschichten für Kinder; 9 abends Meldungen über den gegenwärtigen Aufenthalt von Schiffen auf See, weitere Baseballresultate, Schlußkurse der Wertpapierbörsen, letzte Preise für Getreide, Kaffee und Zuder; 9.10 abends Theater; 9.15 abends Vektüre; 10.30 abends Opernauszüge; 10.52 abends Angabe der genauen Zeit; 11 abends amtlicher Wetterbericht, Fortsetzung der musikalischen Vorträge.

Dieses an sich ungemünzt schon vielseitige Programm wird häufig noch durch besondere Darbietungen ergänzt. So wird z. B. Sonntags regelmäßig dreimal täglich eine Art Gottesdienst gefunkt. Von Zeit zu Zeit werden von namhaften Sachverständigen drahtlose Vorträge über industrielle oder wirtschaftliche Themen gehalten. Oder es werden zuweilen Vereinbarungen mit Theaterdirektionen getroffen, um ganze Stücke, Konzerte, Opern usw. auf dem Funkwege zu Gehör zu bringen.

Die Betriebskosten einer solchen Funkstation werden auf etwa 10 000 Dollar monatlich geschätzt, wobei noch nicht Honorare für Schauspieler, Sänger, Vortragende oder sonstige im Programm Mitwirkende berücksichtigt sind. Gegenwärtig erhalten solche Vortragungskünstler allerdings vielfach keine Vergütung für ihre Tätigkeit, da man auf dem Standpunkt steht, daß ihr Betätigungswesen in so breiter Öffentlichkeit genügende Bezahlung sei. Andererseits schätzt eins der zahlreichen großen Warenhäuser, die in letzter Zeit derartige drahtlose Unterhaltungen eingerichtet haben, daß die Ausgaben für die Mitwirkenden im ersten Betriebsjahr annähernd 5000 Dollar betragen haben. Eine vollständig ausgerüstete und betriebsfertige Warenhausstation kostet zwischen 10 000 und 15 000 Dollar, und die jährlichen Betriebskosten, ausschließlich der Aufwendungen für die Ausgestaltung des Programms, stellen sich auf mindestens 100 Proz. und zuweilen sogar bis zu 200 Proz. der gesamten Einrichtungskosten.

Aber selbst in den wohlhabenden Vereinigten Staaten ist heute eins der wichtigsten Probleme der Radioindustrie — neben der weiteren Ausgestaltung — die Finanzierung der erwähnten Art des Rundfunks. Fabrikanten und Handelsfirmen der elektrischen Branche sind der Ansicht, daß der volkstümliche Propagandafunkdienst zur Förderung des Absatzes von Radioempfangsausrüstungen unumgänglich notwendig ist. Gegenwärtig werden die Kosten dieses drahtlosen Verkehrs von den Fabriken, Warenhäusern, Händlern usw. getragen. Für den Funkdienst kann von dieser Seite naturgemäß keinerlei Gebühr erhoben werden, da jeder, der einen Empfangsapparat mit genügender Reichweite besitzt, ihn auf die verschiedenen Funkprogramme einstellen kann, ohne sozusagen ein „Eintrittsgeld“ zahlen zu müssen. Der Kostenausgleich für diesen Dienst ist vielmehr ein völlig indirekter und wird darin erblickt, daß Fabrikanten und Verkäufer sich davon einen steigenden Umsatz in Empfangsapparaten versprechen.

Wohlthun trägt Zinsen.

Von Hans Reimann.

Eießer Minuten nach halb zwei war es, als Frau Katte aufwachte.

Sie hatte ein Geräusch gehört, wie wenn eine Tür geöffnet würde.

Nachdem sie eine Weile in das nächtliche Dunkel gelauscht hatte, stieß sie ihren Mann an, der im Bette neben ihr ruhig atmend lag, und zischelte hastig: „Kurt, im Wohnzimmer ist jemand!“

Kurt stieß einen Seufzer hervor, schnitt ein mordsdummes Gesicht, das man allerdings infolge der Dunkelheit nicht sah, wälzte sich auf die andere Seite und schlummerte weiter.

Olga hatte sich aufgerichtet und horchte mit gestrafften Sinnen. Es war ihr, als habe etwas leicht an einen Stuhl gestoßen. Sie rüttelte ihren Gatten.

„Kurt, es ist jemand im Wohnzimmer!“

Kurt stöhnte aus dem Schlaf, brabbelte vor sich hin, wurde unhöflich, fragte: „Was willst du?“

„Es ist jemand im Wohnzimmer!“

„Unsinn!“ sprach Katte und ruckte vollends.

Der Frau rann es wie Eischofollade über den ehelichen Rücken. Sie lauschte mit angehaltenem Atem.

Kurt desgleichen.

Richtig: Aus dem Wohnzimmer drang ein fremdes Geräusch, ein befremdendes Geräusch — ein Geräusch, das nicht vom Heinerle herrührte.

Heinerle war seit wenigen Wochen auf der Welt, der erste Sprößling des jungen Paares. Seine Wiege stand drin in der Stube, damit die Mutter nachts über Ruhe hatte.

Das brave Kind bekam abends um zehn das lehtemal die Brust und schlief bis zum Morgen, wo es mit dem siebenten Biokenschlag zu plärren anhub in seiner Eigenschaft als Herzensschnudeln. Da knarrte die Diele.

Frau Katte war gelähmt.

Der Gatte fühlte sich zu feig tapfer zu sein. Nicht einmal Licht anzuzünden getraute er sich.

In den Vogesen und an der Somme hatte er seinen Mann gestellt, jetzt aber wußte er nicht, was tun.

Sollte er dem Eindringling im Hemd gegenüberreten? Mit der Rüstierspritze schießen? Das Waschbecken als Wurfmaschine verwenden?

Der Einbrecher blickte sich währenddem in der Stube um.

Im grellen Trichter seiner elektrischen Latuchte stand die Wiege des Bübchens.

Er beugte sich über den Korb, dämpfte den Lichtschein durch ein sorglich übergestülptes Schnupstuch und betrachtete den einsamen Schläfer, den unschuldsoollen.

Auch er hatte daheim ein Kindchen, einen Säugling, ein Herzensschnudeln, um dessentwillen er ausgezogen war.

Gewiß, es war nicht recht, was er plante, aber war er nicht deshalb vom Wege der Tugend abgewichen, um für sein Ein und Alles zu stehen?

Er war es.

Im breit ausladender Sentimentalität entquoll ihm eine Zähre, welche er mit zittrigem Finger ergriff, um dieselbe ad acta zu legen.

Dann jedoch deponierte er einen Hundertmarkschein, den Rest seiner gesamten Habe, an der Wiege des Kindes, warf einen letzten zärtlichen Blick auf die traute Stätte und verließ auf hastigen Socken die Wohnung des glücklichen Ehepaares.

Katte hatte kaum die Tür ins Schloß schnappen hören, als ein großer Mut in ihm entbrannte.

Er zündete Licht an, sprang Hals über Kopf aus dem Bett und setzte ins Wohnzimmer.

„Olga!“ rief er und konnte kaum die gewaltig im Busen empor-schäumende Rührung meistern, „komm, o komm und sieh, was uns bescheret worden!“

Olga wehte herbei, sank in tiefes Staunen ob des einbrecherseits gestifteten Betrages, und, als ohne sie, was in des Fremden Antérieur sich abspielt, steckte sie den Hundertmarkschein in einen Briefumschlag, tat einen Scheck auf dreitausend Mark dazu, beschwerte das Päckchen mit ihrem güldenen Armband und warf das Ganze im selben Augenblick zum Fenster hinab, wo der Einbrecher die Straße betrat.

Kurt Katte, der begreiflicherweise seiner Gattin nicht nachstehen wollte, nestelte Uhr nebst Kette aus der Weste und feuerte beides zu dem selig in die Knie brechenden Menschen hinunter, der mit heißen Segenswünschen für das Gedeihen Heinerles den Schauplatz verließ.

Kurt und Olga aber begaben sich, von diversen edlen Regungen aufgeweicht, in die Arme jenes Gottes zurück, welchen die alten Griechen Orpheum zu benennen pfliegen.

(Aus des Spottvogels Reimann bei P. Stegemann, Hannover, erschienenen Parodiebuch: Hedwig Courths Mahler, Schlichte Geschichten fürs traute Heim.)

Jedes Einzelgeschöpf auf Erden dauert nur kurze Zeit. Diese Kürze der Existenz gehört zu unserem Wesen. Jeder ist nur ein paar Jahre lang „dran“. Dann kommen andere. Es widerspricht daher dem innersten Sinn der Welt, dies Einzelgeschöpf nun in eine „Ewigkeit“ hinausschrauben zu wollen. Es ist gerade ein Hauptnaturgesetz, daß die Individuen sich ablösen, daß jedes einzelne wieder verschwindet. — Und eben darum kommt alles darauf an, aus dieser kurzen irdischen Lichtzeit nun etwas möglichst Schönes, Rundes, Insiß-Vollkommenes zu machen. Rud. von Delius.

Eine fonderbare Geschichte. In der Heimatzeitschrift „Niederfachsen“ wird folgende alte wahre Begebenheit ausgegraben: Es war um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Das Frühjahr hatte starke Schneeschmelze gebracht in den Bergen; der Nordweststurm jagte die Wassermassen in die Beseermündung zurück; die Flut schwoh an; das Grundwasser stieg, überschommte die weiten Wiesen und hob in den moorigen Niederungen bei Bremen, im St. Jürgenlande, wo noch heute wintere Landstücke mit Ketten besetzt werden, mehrere Häuser mit dem ganzen Grund und Boden um sie herum auf und setzte sie nach kurzer Wasserfahrt an einer anderen Stelle wieder ab. So begab sich auch der Moorbauer Gebert Grotheer auf diese unfreiwillige Reise mit seiner neuen Arche Noah. Dabei aber passierte ihm nur das Unglück, daß sein Floß in der Mitte auseinanderbrach und so die getrennten Haus- aber auch Ehehäften, denn Geberts Frau befand sich in dem losgetösten Hausteil, jede für sich in die Welt hinaussetzten. Doch Gebert Grotheer und Frau blieben nicht allein. Bald darauf nämlich geriet auch ihr einstiger Nachbar Bernd Horstmann mit Haus und Hof und Mensch und Vieh in niegende Bewegung und segelte hinter den beiden Vorgängern her. Doch nicht lange, da geriet das Horstmannsche Schifflein schon wieder auf Grund, und zwar gerade an der Stelle, an der einst Gebert Grotheer gewohnt hatte, der nun zwar weit hinaus in die Wiesen getrieben war. Was nun? Als das Wasser wieder abgelaufen, erschien neben dem neuen Horstmannschen Wohnsitz ein Stück ehemalig Grotheersches Ackerland. Da aber mußte doch den Horstmann die Habacht pöden und er sagte: „Das Land hört mi.“ Grotheer dagegen beteuerte: „Dat Land heit mi hört un hört mi zu nocht!“ So ging es zu den Advokaten und vor's Gericht. Der Staub stog aus den gepuderten Perücken, so heftig trauten die hochgelehrten Herrn sich hinter der Ohren ok solch verzwickter Rechtslage. Aber aller Habacht und aller Spitzfindigkeiten zum Trost: am Ende hatte Gebert Grotheer es schwarz auf weiß zu Papier, daß sein eigener Acker ihm wirklich auch selbst gehöre. Doch die Freude war kurz: Was Falschheit und Habacht ihm nicht hatten nehmen können, das nahm die „Gerechtigkeit“, denn der Wert des „neugewonnenen“ Ackers reichte gerade aus, den Advokaten damit zu bezahlen. So mußte ihm eben das Bewußtsein und die zwar zweifelhafte Ehre genügen, den vielleicht seltensten Prozeß seines Jahrhunderts gewonnen zu haben.

Naturwissenschaft

Gibt es „unsichtbare“ Lebewesen? Der mikroskopischen Beobachtung ist eine Grenze gesetzt; mit dem gewöhnlichen Mikroskop lassen sich nur noch Lebewesen sichtbar machen, deren Breite nicht unter $\frac{1}{1000}$ Millimeter herabgeht. Dennoch wäre es möglich, daß noch kleinere Organismen existieren; vor allem glaubt man, manche Krankheitserreger, wie die der Tollwut, der Maul- und Klauenseuche und der Vogelpest, gehören zu diesen unsichtbaren Lebewesen. Um diesem interessanten Problem beizukommen, bedient man sich schon seit längerer Zeit ganz dichter Filter, die alle sichtbaren Lebewesen, Bakterien usw. zurückhalten; doch zeigte sich bald, daß auf diese Weise filtrierte Flüssigkeiten noch Krankheitserreger enthalten können, die das Mikroskop nicht mehr sichtbar macht. Man nahm nun das Ultramikroskop zu Hilfe, in dessen Dunstfeld kleinste Körper als Lichtpunkte sichtbar werden. Doch auch das Ultramikroskop sahien zu versagen, da sich die winzigsten Lebewesen, die man mit ihm feststellte, schließlich doch auch mit dem gewöhnlichen Mikroskop beobachten ließen.

Neuerdings hat nun Prof. M i e h e, Berlin, dieses Problem von einer anderen Seite her in Angriff genommen. Sollte es Ultramikroben, also Lebewesen unterhalb der Sichtbarkeitsgrenze, geben, dann müßten sie sich in einer filtrierten Flüssigkeit, die von den sichtbaren Bakterien befreit worden ist, allmählich so stark vermehren, daß sie mindestens im Ultramikroskop und schließlich durch ihre Anhäufung als Trübung der Flüssigkeit sichtbar werden. Prof. Mische filtrierte die verschiedenartigsten Erdbodenauszüge, die ja von kleinen Organismen geradezu wimmeln, sowie andere bakterienhaltige Flüssigkeiten. Das Untersuchungsergebnis war: Es ließen sich niemals Mikroorganismen nachweisen, die unterhalb der mikroskopischen Sichtbarkeit lagen; niemals zeigte sich eine Zunahme der Teilchen im Dunstfelde des Ultramikroskops; es sind also keine Ultramikroben anwesend, die sich durch Vermehrung bemerkbar machen. Entweder gibt es überhaupt keine Ultramikroben, oder sie sind ungeheuer selten; vielleicht haben aber die sichtbaren Mikroorganismen Entwicklungszustände, die unterhalb der Sichtbarkeitsgrenzen liegen und daher durch die feinsten Filter noch hindurchgehen. So wäre es zu erklären, daß sich auch aus filtrierten Flüssigkeiten noch Krankheitserreger entwickeln können.

Himmelskunde

Ein Komet mit umgekehrtem Schwanz. Die Astronomen betrachten jetzt eifrig einen Kometen, der sich von den bisher bekannten durch seine eigentümliche Form unterscheidet. Leider ist das Objekt so klein, daß es sich nur mit dem Fernrohr beobachten läßt. Der Komet heißt Baades Komet, weil er im Oktober 1922 von dem Astronomen Walter Baade auf der Sternwarte zu Bergedorf bei Hamburg zuerst gesehen wurde. Die Kometen bestehen bekanntlich aus einem kugelförmigen Kopf, in dem man manchmal einen

lichteren Kern unterscheiden kann, und einem Schwanzteil, der regelmäßig von der Sonne abgewendet ist. Es kommt auch vor, daß daneben noch eine kleine fächerförmige Ausstrahlung nach der Sonne hin sich entwickelt; aber diese ist dann gegen den eigentlichen Schwanz unbedeutend. Als Baade den winzigen Kometen entdeckte, hatte er zuerst überhaupt keinen Schweif. Je mehr er sich aber der Sonne näherte, desto mehr wuchs von dem Kopf her der Kometenschweif der Sonne entgegen, während sich nach der gegenüberliegenden Richtung nur eine geringe Korona zeigte. Der Komet Baade ist also ei ganz außergewöhnlich gebautes Wesen. Leider ist das Gebilde so lichtschwach, daß es für uns gewöhnliche Sterbliche unsichtbar bleibt. Der Schweif, der sich wohl über eine Million Kilometer erstrecken mag, büßte später, wenn der Komet sich von der Sonne wieder entfernte, auch wieder verschwinden. Ueber die Ursachen der Gestaltsveränderungen, die alle Kometen in Sonnennähe erleiden, hat man nur Mutmaßungen.

Gesundheitspflege

Zähne und Vererbung. Die Mundpflege ist für den Menschen von heute so außerordentlich wichtig, weil ohne diese hygienische Maßnahme unser Gebiß rasch der Fäulnis anheimfällt. Nun gibt es aber Menschen, die ihre Zähne zeitlebens nicht putzen und doch ein vollständiges Gebiß mit ins Grab nehmen. Als klassische Beispiele werden hierfür Neger und Zigeuner angeführt. Nun sind freilich die primitiven Völker auch nicht ganz ohne Zahnpflege. Aber wirklich gesund aufgebaute Zahnmasse ist gegen die Angriffe der Mundsäuren und Bakterien gesiebt, und wenn wir heute so leicht schlechte Zähne bekommen, so hängt dies zum großen Teil von einer wenig erfreulichen Mitgift ab, die wir unseren Ahnen verdanken. Die große Bedeutung der Vererbung für den Aufbau der Zähne hebt Dr. Fritz Jäger in einem prächtigen Buch über Zahngiene hervor, das soeben in der Reclam'schen Universalbibliothek erscheint. Der Naturmensch mit seiner natürlichen Nahrung und seinen natürlichen Lebensverhältnissen hatte ein Gebiß, dem keine Krankheit etwas anhaben konnte. Die ältesten Schädelknochen aus der Eiszeit enthalten Zähne, die alle frei von Karies sind. Die Zahnfäulnis tritt zuerst im Beginn der jüngeren Steinzeit auf, als kurzschädelige Menschen Europa bevölkerten. „Die Aufzucht an der Mutterbrust behütet die Naturkinder vor mancher Kindererkrankung“, sagt Jäger. „Würden wir ferner an Stelle der weichen Semmeln, des flebrigen, wasserreichen Brotes, des süßen, leicht an den Zähnen haftenden Kuchen Backware mit durchgehenden Kern und fester Rinde verzehren, würden wir mehr natürliche, nicht fast durchweg weichgekochte Kost als tägliche Nahrung genießen, so würde mit der hierdurch erzwungenen längeren Kauzeit zugleich eine durchgreifende Reinigung der Zähne verbunden sein. Tiere des Waldes, die in der Freiheit nicht an Zahnaries zu leiden haben, verkümmern in der Gefangenschaft ihre gesunden Mundverhältnisse, namentlich sobald sie gekochte Hauskost erhalten. Aus diesen Gründen haben die Naturvölker ein widerstandsfähigeres Gebiß als wir, und bleiben die Nachkommen hier in den gleichen Lebensgewohnheiten und Lebensverhältnissen wie die Eltern, so behalten sie daselbe durch die Gleichheit der Verhältnisse und durch die Vererbung. Die Vererbung ist also der nächste, der ausschlaggebende Faktor, einerseits für die Bildung eines normalen Gebisses, andererseits für ein solches, das baldigem Verfall anheimfällt.“

Auf Frau Röbers Spuren.



„Aber, Colke, wo haste denn diese teuren Silberfassen her?“
 „Jekauf.“
 „Ach so, id dachte schon, du hättest Teid davor jegeben.“